

Ruth Reiher/Wolfdietrich Hartung

„Vorwärts und nichts vergessen.“ Zur Sprache in der DDR

Vortrag in der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften am 21. 10. 2004

1. Vorbemerkung

Im September 2004 erschien im Aufbau Taschenbuch Verlag das Buch „Vorwärts und nichts vergessen. Sprache in der DDR: Was war, was ist, was bleibt“¹. Es ist ein Sammelband, in dem sich 29 Autorinnen und Autoren in 28 Beiträgen darum bemühen, einen Einblick in die Forschungen zur Sprache in der DDR zu vermitteln. Ruth Reiher als Herausgeberin und Autorin sowie Wolfdietrich Hartung als Autor haben dieses Buch in der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften im Oktober 2004 vorgestellt. In der überarbeiteten Fassung gibt Ruth Reiher in den Abschnitten 2–6 einen Überblick über die Produktionsbedingungen dieses Buches und verweist damit auf einige der Schwierigkeiten, die sich bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema Sprache in der DDR ergeben. Wolfdietrich Hartung behandelt im Abschnitt 7 die Spezifik der Kommunikation in der DDR und geht dabei auf Lebensformen und ihren Einfluss auf Kommunikationspraktiken und Sprache in der DDR ein.

2. „Die Kaufhalle hieß jetzt Supermarkt.“

Kindheits- und Jugenderinnerungen junger Autoren, die in der DDR sozialisiert wurden, sind für den heutigen Leser oft schwer verständlich. Die beschriebenen Sachverhalte einschließlich ihrer Benennungen gibt es zum großen Teil nicht mehr, so dass die Schriftsteller, wollen sie verstanden werden, häufig zugleich als Erklärer und Übersetzer tätig werden müssen².

1 Ruth Reiher/ Antje Baumann (Hg.) (2004): Vorwärts und nichts vergessen. Sprache in der DDR: Was war, was ist, was bleibt. Aufbau Taschenbuch Verlag. Berlin. ISBN 3-7466-8118-9. €9,95.

2 Differenzierte Aussagen zu diesem Problem macht im vorgestellten Buch Ingrid Kühn: Erinnerungsvokabular mit Verfallsdatum. Wie erklärungsbedürftig ist DDR-spezifische Lexik? S. 315–325.

Jana Hensel³ z. B. erläutert: „Die Kaufhalle hieß jetzt Supermarkt, Jugendherbergen wurden zu Schullandheimen, Nickis zu T-Shirts und Lehrlinge Azubis.“ In seinem Buch „Die Nachrichten“⁴ sieht Alexander Osang seinen jetzt im Westen der Bundesrepublik lebenden Helden Jan Landers vor großen Schwierigkeiten, wenn es darum geht, seine Kindheits- und Jugenderinnerungen mit der Gegenwart in Einklang zu bringen.

„Er schien sein eigenes Land nicht mehr zu kennen. Sie stellten ihm Fragen, die er nicht beantworten konnte. Die Geschichten, die er in ihren Zeitungen über seine Heimat las, schienen detaillierter zu sein als seine Erinnerungen. Witze, Anspielungen, Vergleiche funktionieren nicht, weil sie Pawel Kortschagin, Adolf Hennecke und Gojko Mitic nicht kannten. Sie kannten nicht einmal die Olsenbande, was ihn wirklich gewundert hatte. Irgendwie hatte er immer gedacht, die Olsenbande sei ein internationaler Erfolg gewesen. Er kam sich vor, als habe er nichts erlebt. Als habe er achtundzwanzig Jahre im Wohnzimmer gesessen.“

Also schickt er sich an, dem heutigen Leser mit Hilfe von Quasisynonymen Erklärungshilfen zu geben. „Ihm fiel ein, dass Overheadprojektor im Osten Polylyx hieß. Aber er hatte genauso ausgesehen wie der hier. Offenbar hatte die DDR im Polylyxbereich die Weltspitze mitbestimmt.“

Will man heute die Sprache in der DDR und deren Gebrauch angemessen beschreiben, muss das fehlende soziokulturelle Hintergrundwissen bis zu einem gewissen Grade mitgeliefert werden, um den Verstehensprozess zu gewährleisten. Das bedeutet für die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Gegenstand, nicht nur sprachliche Formen und Strukturen zu ermitteln, sondern den Sprachgebrauch und die Kommunikationspraktiken in der DDR unter dem Einfluss spezifischer Lebensformen zu betrachten. Darum bemühten sich 29 Autorinnen und Autoren in einem Sammelband zur Sprache in der DDR, dessen Titel „Vorwärts und nichts vergessen“ Programm ist.

3. „Hoch-DDRsch“ – Der offizielle Sprachgebrauch in der DDR

Betrachten wir die wissenschaftliche oder auch nichtwissenschaftliche Literatur zum Thema „Sprache in der DDR“, fällt zweierlei auf. Zum einen wird Sprache in der DDR stets gleichgesetzt mit offiziellem Sprachgebrauch. Und der war nun alles andere als kreativ, schön oder gar abwechslungsreich. Dieser offizielle Sprachgebrauch war von Stereotypen geprägt wie Häufung

3 Jana Hensel (2002): Zonenkinder. Reinbek bei Hamburg.

4 Alexander Osang (2000): Die Nachrichten. Frankfurt/Main.

nominaler Wendungen, von Pathos und fehlender individueller Text- und Stilgestaltung. Stephan Heym⁵ charakterisierte diese offizielle Sprachform mit Bezug auf die „Aktuelle Kamera“ des Jahres 1976 als „Hoch-DDRsch“, als „gepflegt bürokratisch, voll hochtönender Substantive, die mit entsprechenden Adjektiven verbrämt waren“. Und daran hat sich in der zweiten Hälfte der DDR – von 1976 bis 1989 – in der Tat kaum etwas geändert. Ursache für diese Starrheit und Variationsarmut des offiziellen Sprachgebrauchs war die fehlende Pluralität im öffentlichen Diskurs. Und da bisher vorzüglich dieses öffentliche Sprachregister beschrieben und analysiert wurde, entstand der Eindruck von sprachlicher Homogenität in der DDR, als ob sich die Produktionsarbeiter während des Arbeitsprozesses, die Jugendlichen untereinander oder die Nachbarn beim Plausch über den Gartenzaun der gleichen „gepflegt bürokratischen“ Ausdrucksweise bedient hätten wie eben die Sprecher der „Aktuellen Kamera“.

Zum anderen – ähnlich wie bei der Geschichtsbetrachtung allgemein – werden sprachliche Probleme in der DDR in das durch den Zeitgeist geprägte Schema von Dämonisierung und Trivialisierung gepresst. Christa Wolf⁶ drückte das im September 2003 in einem Spiegel-Interview folgendermaßen aus:

„Erst war die DDR reduziert auf Unrechtsstaat, jetzt wird, was man Anfang der neunziger Jahre demonitierte, als Kuriositätenkabinett vorgeführt. Die Ostalgie-Welle ist genauso eine oberflächliche Verfälschung der Wirklichkeit wie das Klischee vom Stasi-Staat. Das beweist: Die DDR ist noch kein abgeholtenes Thema.“

4. Vielfalt und Differenziertheit der Sprache in der DDR

Dass die DDR und damit auch die sprachlich-kommunikativen Verhältnisse in der DDR noch kein abgeholtenes Thema sind, wollten die Autorinnen und Autoren mit dem Buch zur Sprache in der DDR unter Beweis stellen. Es ging darum, die Sprache und deren Gebrauch in der DDR in ihrer Vielfalt und Differenziertheit zu erfassen, die einzelnen sprachlichen Facetten zwischen Ostsee und Erzgebirge in anschaulicher Weise darzustellen. Und zwar nicht darzustellen, indem der Sprachgebrauch von damals verdammt oder nostalgisch verklärt wurde, sondern indem sich die Autorinnen und Autoren darum

5 Stephan Heym (1990): Stalin verläßt den Raum. Politische Publizistik. Leipzig.

6 Christa Wolf (2003) im Spiegel-Gespräch „Jeder Tag ist eine Erzählung.“ In: Der Spiegel. Das deutsche Nachrichtenmagazin. Nr. 27 vom 8.9.2003, S. 197.

bemühten, den Sprachgebrauch und die Kommunikationspraktiken unter dem Einfluss DDR-spezifischer Lebensformen zu betrachten. Das bedeutete auch eine Überwindung des in der Linguistik üblichen Vorgehens, nur die offiziellen sprachlichen Stereotype zu beschreiben und sie mit „Sprache in der DDR“ gleichzusetzen.

Denn das Deutsche in der DDR bildete genauso wenig eine homogene Sprachform wie die DDR-Gesellschaft keine homogene Gesellschaft war. In dem zahlreiche alltägliche Sprachsituationen in die Betrachtung einbezogen wurden, wie z. B. die mündliche Rede im betrieblichen Alltag⁷, die Kommunikation in der Hausgemeinschaftsleitung⁸, das sprachliche Verhalten von Jugendlichen⁹ bis zur Eintragung ins Brigadetagebuch¹⁰ oder die Eingabe¹¹ an eine offizielle staatliche Institution bzw. eine Einzelperson, konnte die Vielfalt und Differenziertheit des Sprachgebrauchs unter Beweis gestellt werden. Es konnte gezeigt werden, dass das Deutsche in der DDR eine natürliche Sprache war wie das Deutsche in der Bundesrepublik, in Österreich oder auch in der Schweiz. Es konnte gezeigt werden, wie die Sprecher und Schreiber sich bei wechselnden kommunikativen Bedingungen verschiedener Sprachformen bedienten, wie Alter, soziale Stellung oder auch die kommunikative Beziehung der Gesprächspartner zueinander – mehr öffentlich oder mehr privat – die sprachlichen Formulierungen beeinflussten. Und es konnte gezeigt werden, wie dieses Sprachverhalten in seiner Gesamtheit dann doch wieder von den prägenden Faktoren der DDR-Gesellschaft beeinflusst wurde.

Dieser Zusammenhang zwischen sprachlichen Verhaltensmustern und gesellschaftlichen Bedingungen soll kurz an einem Beispiel erläutert werden. In einer Arbeitsschutzbelehrung im „Werk für Fernseh elektronik“ von Januar 1976 gibt ein Meister¹² folgende Erklärung zu einem am Vortag ausgebrochenen Brand:

7 Vgl. dazu im vorgestellten Buch Ruth Reiher: „Sozialistisch arbeiten, lernen und leben“. Alltagssprache in der DDR. S. 159–169.

8 Vgl. dazu im vorgestellten Buch Norbert Dittmar: Zur Sprache und Kommunikation in Hausgemeinschaftsleitungen. S. 170–183.

9 Vgl. dazu im vorgestellten Buch Margot Heinemann: Nischenkultur oder einfach alles gar nicht wahr? Jugendsprache in der DDR. S. 125–134.

10 Vgl. dazu im vorgestellten Buch Angelika Wolters: „Herzliche Grüße von deinem Lada“ Das *Brigadetagebuch*: eine DDR-spezifische Textsorte. S. 215–224 und Jörg Roesler: Berichtsbuch, Beschwerdeschrift oder Bilderfolge? Unterschiedliche Vorstellungen zum Inhalt von Brigadetagebüchern in den Anfangsjahren der „sozialistischen Kollektive“. S. 206–214.

11 Vgl. dazu im vorgestellten Buch Ursula Wittich: „Dann schreibe ich eben an Erich Honecker!“ „Eingaben“ und „Stellungnahmen“ im Alltag der DDR. S. 195–205.

12 Der vollständige Text findet sich im Anhang des Buches auf den Seiten 347–348.

„[...] zum Arbeitsschutz: +++++ auf Grund der Situation, die wir jestern am + Plastautomaten hattn mit dem Brand des Ventilators, möchte ich mich heute eingehenst unserer Arbeitsschutzbelehrung + über das Verhalten bei Bränden an Verhalten bei Bränden an elektrischen Anlagen noch einije Hinweise jebn. ++ Meine, wenn so was mal passiert, was wir ja praktüsch noch nie hatten, äh da lernt mal man ja erst wieder mal draus. Man vergisst ja sehr vieles. Ick möchte aus dem Grunde nochmal kurz sagn: ++ Bei + Feststellung eines Brandherdes an elektrischen Jeräten oder Anlagen s dis Gerät abzuschaltn, der Hauptschalter zu ziehn und wenn möglich auch noch der Stecker zu entfernen, als doppelte Sicherung praktüsch. ++ Im gleichen Zusammenhang sollte ein Kollege ++ die Feuerwehr benachrichtijen ++ und auch den überjeordneten Leiter verständijen, also n Meister ja oder Schichtleiter, wer grade eben erreichbar ist. [...] Mehr hat sichs ja nich ausjewirkt. Aber es hätte könn schlimmer werden, nich. Aus dem Grunde noch mal der Hinweis von mir auf diese Verhaltungsmaßnahmen, wenn so was passiert. Prinzip hat ja alles sehr gut jeklappt. Jeder hat gut reagiert. [...]“

Das sehr umgangssprachliche und fast kumpelhafte Verhalten des Meisters¹³ in der Arbeitsschutzbelehrung war ein Ausdruck der sozialen Beziehungen in der DDR. Immerhin war er Vorgesetzter, im damaligen offiziellen Sprachgebrauch staatlicher Leiter. Als Leiter trug er die Verantwortung für die Organisation und den Ablauf des Arbeitsprozesses, er war den Arbeitern gegenüber weisungsberechtigt und konnte bei Fehlverhalten Sanktionen verhängen. Aber da der Arbeiter nach der offiziellen Diktion zur „führenden“ Kraft hochstilisiert wurde, überlagerte diese Fiktion von der „führenden Rolle der Arbeiterklasse“ die Gesamtheit der sozialen Beziehungen. Wolfgang Engler¹⁴ bezeichnet die DDR-Gesellschaft auch aus diesem Grund als „arbeiterliche Gesellschaft“. Diese Ideologie von der annähernden Gleichheit der Klassen und Schichten führte bei den Arbeitern zu ausgeprägten Gleichheitserwartungen, was dann diese egalitären Kommunikationspraktiken – wie sie der Meister in der Arbeitsschutzbelehrung anwendet – nach sich zog.

13 Differenzierte Ausführungen zu diesem Problem vgl. im vorgestellten Buch: Ruth Reiher: S. 159–169.

14 Vgl. im vorgestellten Buch: Wolfgang Engler: Sozialer, praktischer und sprachlicher Sinn. Zur kulturellen Grammatik der DDR-Gesellschaft. S. 27–33.

5. Methodische Probleme bei der Darstellung der sprachlichen Verhältnisse in der DDR

Diese Vielfalt und Differenziertheit der Sprache in der DDR zu dokumentieren, ist ein kompliziertes Unterfangen. Auf die Bewertungen der Sprecher und Schreiber von einst kann man sich 15 Jahre nach dem Ende der DDR nicht mehr verlassen. Sie sind heute kaum noch in der Lage, ihr eigenes und das kommunikative Verhalten ihrer Mitbürger angemessen und wahrheitsgetreu zu beurteilen. Zu groß war der Anpassungsdruck an die sprachlichen Normen und Muster der neuen Gesellschaft, als dass ein ungetrübter und objektiver Blick auf die eigene sprachliche Vergangenheit Erfolg versprechend wäre. Dazu trägt auch der langjährige Umgang mit der DDR-Vergangenheit bei: von der Diffamierung als Unrechtsstaat bis zu den geradezu peinlich anmutenden DDR-Fernsehschows. Wer ist bei so viel öffentlichem Unverständnis willens und bereit, über seine eigene sprachliche Praxis nachzudenken und die Ergebnisse eventuell auch noch öffentlich kundzutun? Als Folge ist bei aktuellen Befragungen, Interviews oder ähnlichem eine Distanz der Untersuchenden zu den Äußerungen der Probanden stets in Rechnung zu stellen.

Was blieb, waren die Texte. Aber welche Texte sollten für die Sprachbeschreibung herangezogen werden? Besonders schwierig war es, heute – fast 15 Jahre nach dem Ende der DDR – mündliche Korpora zu ermitteln und in die Analyse einzubeziehen. Durch die überstürzte Abwicklung der Akademie der Wissenschaften der DDR wurden die vorhandenen mündlichen, u. a. alltagssprachlichen Korpora nicht sorgfältig archiviert, so dass sie heute kaum noch auffindbar sind und nicht als zusammenhängende Textgrundlage zur Verfügung stehen. Wenn einzelne Korpora noch vorhanden sind, bereitet es mindestens eben so viele Schwierigkeiten, die situativen Faktoren dieser Kommunikationsereignisse so zu rekonstruieren, dass sie der historischen Situation von Textproduktion und Textrezeption annähernd gerecht werden. Aber auch ein umfassendes Korpus schriftlicher Texte aus 40 Jahren DDR-Sprachwirklichkeit gibt es nicht. Wer sich mit ausgewählten Aspekten des Sprachgebrauchs in der DDR beschäftigt, stellt sich seine empirische Textgrundlage selbständig zusammen – und diese ist immer selektiv. Eine umfassende Korpusinitiative „DDR-Texte“ ist weder jetzt noch in Zukunft zu erwarten.

Deshalb blieb uns als Herausgeberinnen dieses Buches zur Sprache in der DDR nur eines: All diejenigen Autorinnen und Autoren in diesem Band zu versammeln, die sich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts mit Problemen der Sprache und des Sprachgebrauchs in der DDR beschäftigt haben.

D.h., die Auswahl der in dem Buch behandelten Gegenstände hängt auch mit dem wissenschaftlichen Personal zusammen. Noch gibt es zahlreiche Wissenschaftler, die zur Sprache in der DDR qualifizierte Aussagen machen können, und alle angesprochenen Kollegen waren auch bereit, ihre damaligen Überlegungen neu zu überdenken. Das betrifft nicht nur Wissenschaftler, die in der DDR sozialisiert wurden, sondern in gleicher Weise zahlreiche Kollegen aus der alten Bundesrepublik. Aber es war Eile geboten. Denn diese Wissenschaftler – wie viele ehemalige Akademie-Kollegen – sind entweder ganz aus der Linguistik ausgeschieden oder auf Grund ihres fortgeschrittenen Alters nicht mehr zur wissenschaftlichen Arbeit bereit. Andere, vor allem jüngere Linguisten, sind inzwischen in wissenschaftliche Projekte eingebunden, für die Sprache in der DDR kein Thema ist.

Damit bietet dieser Sammelband eine Zusammenfassung dessen, was zum gegenwärtigen Zeitpunkt zur Sprache in der DDR gesagt werden kann. Er macht aber auch auf Lücken aufmerksam, die auf Grund der Material- und Personalsituation kaum noch geschlossen werden können. So sind mündliche Kommunikationssituationen außerhalb der wenigen vorhandenen Korpora unwiederbringlich verloren und nicht mehr nachzuholen. Hinzu kommt, dass DDR-historische Sprachforschung weder an den deutschen Universitäten noch an wissenschaftlichen Einrichtungen wie dem „Institut für deutsche Sprache“ in Mannheim betrieben wird. Als Folge kommt dieses sprachhistorische Thema kaum noch in der universitären Lehre vor, so dass auch von der jüngeren Generation keine wissenschaftlichen Impulse zu erwarten sind. Etwas günstiger stellt sich die Situation im Ausland dar. So gibt es z. B. in Großbritannien ein Forschungsprojekt, das sich den Transformationsprozessen in den neuen Bundesländern widmet und in diesem Rahmen auch historische Aspekte wie z. B. den Sprachgebrauch in der DDR berücksichtigt¹⁵. Die Universität Paris III veranstaltete im November 2004 ein Symposium unter dem Gesichtspunkt, wie man an der Universität Kenntnisse über die DDR-Geschichte vermitteln kann, und hat dabei auch das Problem der Vermittlung von Lebenswirklichkeit über Textsorten angeschnitten.

15 Die „Association for Modern German Studies“ veranstaltete in Verbindung mit dem Londoner Goethe-Institut und dem Zentrum für ostdeutsche Studien der Universität Reading im April 2004 eine wissenschaftliche Konferenz zu den Transformationsprozessen in den neuen Bundesländern 1990 – 2004. Die Ergebnisse sind nachzulesen in der Zeitschrift „GFL – German as a foreign language“ Nr. 2/2004, u. a. der Beitrag von Ruth Reiher/ Antje Baumann (2004): DDR-Deutsch – Wendedeutsch – Westdeutsch als Gesamtdeutsch: Der Wandel des Sprachgebrauchs in den neuen Bundesländern. S. 1–14.

6. Sprache in der DDR – ein Gegenstand der Sprachgeschichte

„Sprache in der DDR“ ist inzwischen zu einem sprachhistorischen Gegenstand geworden. Deshalb ging es darum, die Sprache in der DDR konkret historisch zu fassen. Immerhin handelte es sich um einen Zeitraum von 40 Jahren, in dem – mit dem Auf und Ab des Staates DDR – auch die Sprache und deren Gebrauch sich veränderten. So wurde z. B. aus dem *Zeugnis* der 50er Jahre die *Beurteilung* und die allgemeine Bedeutung von *Zeugnis* wurde eingeschränkt auf den schulischen Bereich. Seit den 70er Jahren verdrängte die *Raumwohnung* die *Zimmervariante*, und das nicht nur in *Mietverträgen* oder anderen offiziellen Schriftstücken, sondern auch in *privaten Kleinanzeigen* sowie im alltäglichen Sprachgebrauch. Um diesen historischen Aspekt zu berücksichtigen, wurden im vorliegenden Band z. B. FDJ-Texte der 40er und 50er Jahre unter dem Aspekt der Konzeptveränderungen von der überparteilichen Jugendorganisation zur „Kampfreserve der Partei“ untersucht¹⁶. Die Verfassungstexte von 1949, 1955, 1958, 1960, 1968 und 1974 wurden miteinander verglichen und in ihrem Verhältnis zur Weimarer Verfassung und dem Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland dargestellt¹⁷. Bei der Volkskammer ging es nicht um deren Sprachstil schlechthin – den kennen wir als Ausdruck offiziellen Sprachgebrauchs zur Genüge. Es ging um den Kommunikationsstil der Volkskammer in der Phase ihrer Selbstabwicklung, also nach dem 18. März 1990¹⁸. Der „Zentrale Runde Tisch“ vom 7. Dezember 1989 bis zum 12. März 1990 wurde in seiner einzigartigen Bedeutung als Kriseninstrument in einer äußerst kritischen historischen Situation gesehen und damit auch von seiner sprachlichen Seite als Herausforderung für den Parlamentarismus betrachtet¹⁹.

Allerdings sind hier viele Fragen offen geblieben. Zwar wurden erstmalig DDR-spezifische Texte des halböffentlichen Bereichs wie *Eingaben*, *Brigadetagebücher* oder auch mündliche Texte aus dem Arbeitsalltag analysiert, die bislang bei der Beschreibung von Sprache in der DDR keine Rolle gespielt haben. Da aber die empirische Basis dieser halböffentlichen Textsorten sehr

16 Vgl. im vorgestellten Buch Ruth Geier: „... die junge Garde des Proletariats“. FDJ-Texte der 40er und 50er Jahre. S. 100–109.

17 Vgl. im vorgestellten Buch Hartmut Schmidt: Artikel 1: „Deutschland ist eine unteilbare demokratische Republik.“ Zur gesamtdeutschen Tradition und zum Wandel von Verfassungsformeln in der Geschichte der DDR. S. 61–73.

18 Vgl. im vorgestellten Buch Armin Burkhardt: „Verehrte Abgeordnete! [...] Danke schön.“ Zum Kommunikationsstil der Volkskammer in ihrer Phase der Selbstabwicklung. S. 74–88.

19 Vgl. dazu im vorgestellten Buch Kornelia Pape: Der Runde Tisch – ein neues Demokratie-modell? S. 89–99.

selektiv ist, steht eine konkret-historische Betrachtung noch aus. Es konnte nicht geklärt werden, welchen Veränderungen *Eingaben* oder auch *Brigadetagebücher* in den einzelnen Jahrzehnten unterworfen waren, ob sie sich auch in ihren Strukturen und sprachlichen Formulierungen den historischen Gegebenheiten angepasst oder diese gar mitbestimmt haben. Die Betrachtung dieser Textsorten in ihrer sprachhistorischen Dimension könnte nicht nur unser Wissen über die Entwicklung der konkreten Lebensumstände und sozialen Beziehungen in der DDR vertiefen. Solche Untersuchungen könnten auch Einblick gewähren in das Verhältnis von Mustervorgaben und deren Realisierung, wie es sich z. B. mit der Institutionalisierung der *Brigadetagebücher* als Kriterium „sozialistischer Kollektive“ vollzog.

Die Berücksichtigung dieses zeithistorischen Horizonts erfordert zunächst „eine linguistisch brauchbare Periodisierung der deutsch-deutschen Sprachgeschichte“, die bislang nicht vorliegt und von Manfred W. Hellmann²⁰ zu Recht angemahnt wird. Das wiederum setzt eine Kooperation der Linguisten mit Historikern und Sozialwissenschaftlern voraus, die allerdings in nächster Zeit kaum zu erwarten ist. Trotz dieser Einschränkungen versteht sich der vorliegende Band als ein Beitrag, „die Sprachgeschichte der DDR [...] zu dokumentieren, zu kodifizieren, zu beschreiben und zu erinnern als Teil unserer gemeinsamen deutschen Geschichte“²¹.

7. Was prägte die Kommunikation in der DDR?

Es ist üblich geworden, die DDR vor allem als Abweichung vom Normalen zu sehen. Auch die doch immerhin *deutsche* Sprache in ihr interessiert oft nur als Ausdruck einer staatlich kontrollierten, verunsicherten und verängstigten Mentalität ihrer Sprecher, und die auf sie zielende Kommunikation als Instrument der Lenkung unmündig gemachter Individuen. Das mag, zu einem allerdings kleineren Teil als meist angenommen, berechtigt sein und Einsichten bringen in das, was man mit Sprache machen und was man an ihrem Gebrauch erkennen kann – nicht nur in der DDR! Ein solcher Ansatz geht aber daran vorbei, dass keine Gemeinschaft ohne einen internen organisierten kommunikativen Austausch existieren kann. Erst vor dem Hintergrund dieser *normalen* Kommunikation kann man fragen, was die Besonderheiten sind.

20 Vgl. Manfred W. Hellmann: Thema erledigt – oder doch noch nicht? Was bleibt zu tun bei der Erforschung des DDR-Sprachgebrauchs? S. 21.

21 Vgl. Hellmann, S. 23.

In einer stark vergrößernden Sicht erscheint Sprache vielen als ein „Instrument“, das man gebrauchen oder auch missbrauchen kann, um andere Menschen zu irgendetwas zu bewegen. Sprache ist aber viel mehr. Sie ist ein Stück von uns. In ihr – in ihren Benennungsgewohnheiten und Bedeutungen, den notwendigerweise damit verbundenen Bewertungen und den durch Sprache ausgelösten Assoziationen, in all den Vorlieben, Sprachspielen, dem Bekunden von Sympathie und Antipathie und vielem mehr – sind Umstände des Zusammenlebens vorangegangener Generationen niedergelegt, die wir uns mit dem Hineinwachsen in eine Sprache – meist unbewusst – zu eigen machen. Wir übernehmen mit dem Erwerb einer Sprache nicht nur historisch gewachsene Möglichkeiten des Ausdrucks, sondern auch eine Art, sich Sprache bewusst zu machen. Und mit jedem Kommunikationsakt geben wir das Bündel weiter, nachdem wir es gelegentlich erleichtert oder auch mit Neuem ergänzt haben. Deshalb kann man Sprache nicht verstehen, wenn man einen nur 40-jährigen Abschnitt ihres Existierens heraustrennt. Und man muss sie in den Lebensumständen betrachten, in denen sie vor allem verwendet wurde.

Bei der Suche nach prägenden Faktoren der Kommunikation in der DDR verdienen zwei Zusammenhänge – die nicht auf die DDR beschränkt sind, hier aber doch dank spezifischer Bedingungen prägend gewirkt haben – besondere Aufmerksamkeit:

1. Die in einer Folge von Generationen gewachsene „Sprachsituation“ wird nicht zuletzt von der *Siedlungsgeschichte* eines Territoriums bestimmt. In diesem Punkt unterscheiden sich große Teile Ostdeutschlands von den meisten westdeutschen Gebieten.
2. Aus der Art, wie das Zusammenleben in einer Gemeinschaft/Gesellschaft organisiert ist, ergeben sich bestimmte bevorzugte oder typische *Orte des Kommunizierens*. Auch wenn die im Prinzip gleiche (deutsche) Sprache verwendet wird, bringen Unterschiede in der Wirtschafts- und Sozialstruktur und in den begleitenden gesellschaftlichen Idealen und Wunschvorstellungen spezifische lokale Strukturen der Kommunikation hervor.

7.1. Siedlungsgeschichte und Bevölkerungsstruktur

Kommunikation hat immer auch die Aufgabe, soziale Zugehörigkeit zu signalisieren und ein entsprechendes kollektives Bewusstsein zu organisieren. Anders funktioniert Kooperation nicht. Zunächst zufällig oder situativ entstandene Varianten in der Art des Austauschs bekommen so einen besonderen sozialen Wert, dienen zum Ausdruck gemeinsamer Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder Gemeinschaft, ebenso aber auch zur Ausgrenzung Frem-

der, die „anders“ sprechen. Wie fest oder veränderlich so etwas ist, hängt von der Mobilität der Individuen und der Gruppen ab. Und da macht es durchaus einen Unterschied, ob geschlossene Gruppen sesshaft werden (oder es schon lange Zeit sind) oder ob die Besiedlung eines Territoriums allmählich und durch mehr oder weniger lockere Siedlerströme erfolgt.

Der größere Teil des Gebietes, das nach dem Krieg die sowjetische Besatzungszone bildete, unterscheidet sich siedlungsgeschichtlich in mancher Hinsicht vom übrigen deutschen Sprachraum. Vor allem zwischen dem 12. und dem 14. Jahrhundert ließen sich Siedler aus verschiedenen deutschen Regionen neben einer slawischen Bevölkerung nieder, deren Sprachen in der Folgezeit mehr und mehr zurückgedrängt wurden. Das Gebiet blieb teilweise dünn besiedelt, oder seine Bevölkerung wurde in Kriegen dezimiert, so dass seine Herrscher auch in späterer Zeit immer wieder ein Interesse daran hatten, die Zahl ihrer (Steuern zahlenden) Landeskinder durch Ansiedlung fremder Bevölkerungsgruppen zu erhöhen, darunter auch solcher, die nicht Deutsch sprachen (Holländer, Böhmen, Hugenotten). Übrigens kamen auch die mächtigeren der mit Land und Herrschaftsrechten belehnten Adelsgeschlechter aus westlichen oder südwestlichen Regionen des Sprachgebietes. Meist brachten sie ihre „Beamten“ mit, was Einfluss auf die Sprache der Kanzleien hatte und die teilweise vor allem in der Landbevölkerung noch lange lebendigen niederdeutschen Dialekte zumindest aus den gehobeneren Kommunikationssituationen verdrängte.

Eine die künftige Sprachsituation entscheidend prägende Folge der Siedlungsgeschichte war ein sprachlicher Ausgleich. Der gab dem Gebiet dann eine bevorzugte Rolle bei der Herausbildung einer hochdeutschen Sprache und ihrer Norm. Mundartliche Unterschiede waren meist viel geringer als im übrigen deutschen Sprachraum. In der Mitte des östlichen Siedlungsgebietes übte später auch Berlin ausgleichenden Einfluss aus. Weiter südlich taten es die entstehenden Industriegebiete Sachsens und Sachsen-Anhalts, so dass sich relativ großräumige landschaftlich geprägte Umgangssprachen herausbilden konnten. Die Bedingungen, unter denen Sprachliches den Menschen bewusst wurde, waren also durchaus andere als in Gebieten mit einer räumlich stärker gegliederten, innerhalb dieser Gliederung aber homogeneren und deshalb stärker auf sprachliche Abgrenzung orientierten Bevölkerung.

Von den mehr als 11 Millionen Deutschen, die nach dem Krieg ehemals deutsche Gebiete im Osten verlassen mussten, wurde etwa ein Drittel in der sowjetischen Besatzungszone angesiedelt, bezogen auf die einheimische Bevölkerung also mehr als in den anderen Zonen. In einigen Teilen von Meck-

lenburg-Vorpommern und Brandenburg war der Umsiedler-Anteil mit mehr als einem Drittel der Bevölkerung ganz besonders hoch. Da eine schnelle und möglichst unauffällige Integration politisch angestrebt war, spielte die Pflege mundartlicher Traditionen der Umsiedler keine Rolle. Ihre sprachliche Eingliederung in eine ohnehin auf Ausgleich orientierte Bevölkerung war häufig weniger problematisch als anderswo. Die Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur trafen sich also in ihren Wirkungen mit älteren Prozessen.

Die aus der SBZ hervorgehende DDR war – wie natürlich auch andere Regionen Deutschlands – in unterschiedlichem Umfang industrialisiert. Weite Teile des Gebietes wurden vorwiegend landwirtschaftlich genutzt. Bereits vor dem Krieg bestehende Industrie-Anlagen waren zu einem beträchtlichen Teil als Reparationsleistungen demontiert worden. In dem Maße, in dem die DDR nun als selbständiger Staat existieren wollte, musste sie also, auf einem vergleichsweise kleinen Territorium, eine neue Industrialisierung vorantreiben. Die war mit der jeweils ortsansässigen Bevölkerung aber oft nicht zu schaffen. Es kam deshalb zu einer neuerlichen Durchmischung einer ohnehin durchmischten Bevölkerung, in der landschaftliche und damit sprachliche Abgrenzung gegenüber Anderen weithin eine untergeordnete Rolle spielte. In der DDR entwickelte sich eine ganz spezifische Mobilität: Man ging, vor allem wenn man jung war, dorthin, wo man eine Wohnung (und evtl. mehr Geld) bekam. Dann blieb man aber für lange Zeit am selben Ort, so dass sich eine relativ feste Beziehung zur neuen regionalen wie auch zur sozialen Umgebung entwickeln konnte.

Auch die dominierende Stellung Berlins als Hauptstadt der DDR hatte sprachliche Konsequenzen. Berlinisch wurde stärker als andere regionale Umgangssprachen akzeptiert. Trotz des massiven Zuzugs von Sprechern aus anderen Regionen hielten sich hier erstaunlicherweise bestimmte mundartliche Merkmale. Sie blieben so lebendig, dass nach 1989 festgestellt werden konnte, die Ostberliner würden stärker berlinern als die Westberliner.

Also: Die durch sprachliche Unterschiede markierte Differenzierung war eher großräumig als kleinräumig orientiert. Der sprachliche Ausgleich, den es natürlich überall gibt, betraf im Prinzip fast das ganze Territorium des Staates. (Die frühe Auflösung föderaler Strukturen in der DDR hatte sicher mehrere Ursachen, ihre Basis war aber zumindest teilweise auch schwächer als anderswo in Deutschland.)

Hinzu kamen andere für die Bildung von Sprachbewusstsein grundlegende Prozesse: Veränderungen in der sozialen Zusammensetzung der die gesellschaftliche Kommunikation prägenden Schichten. Der Umbau der Gesell-

schaft ging mit einem partiellen Eliten-Wechsel einher. Dieser hatte zur Folge, dass öffentliche Funktionen in stärkerem Maße von Sprechern wahrgenommen wurden, die auf Grund ihres bisherigen Lebens über relativ geringe kommunikative Erfahrung verfügten. Vor neue Aufgaben gestellt, waren sie verständlicherweise bemüht, sich möglichst „korrekt“ auszudrücken, sich also einer standardsprachlichen Norm anzunähern. Wenn das nicht gelang, konnten Unsicherheit und ein Streben nach überkorrektem Sprachgebrauch deutlich werden. Und wer es sich auf Grund seiner Position leisten konnte, begegnete der Unsicherheit mit einer Herabstufung des sprachlichen Ausdrucks als *Form*, die gegenüber dem *Inhalt* vernachlässigt werden könnte.

Dem resultierenden Sprachbewusstsein waren sprachliche Differenzierungen in größerem Maße unwichtig, die Vereinheitlichung des Sprachgebrauchs wurde aufgewertet, regionalen Unterschieden eine abnehmende Bedeutung zugemessen. In der Praxis sah dies so aus, dass Umgangssprachliches auch in öffentliche Kommunikation Eingang fand, während Mundartliches teilweise und zu verschiedenen Zeiten in unterschiedlichem Umfang zurückging.

Die in der DDR in den 70er und 80er Jahren vor allem am Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften durchgeführten soziolinguistischen Untersuchungen haben ziemlich klar gezeigt, dass sich die gelegentlich erwartete Einheitssprache einer „gebildeten Nation“ dennoch nicht einstellte. Die große Mehrheit der Sprecher bewahrte oder erwarb(!) die Fähigkeit zum Wechseln zwischen einer standardnahen Sprachform und einer lockeren Umgangssprache. Letztere hatte auch landschaftliche Züge. Und die zahlreichen Eigenheiten mündlichen Sprachgebrauchs, dem die Umgangssprache ja vor allem verpflichtet ist, wurden aufgewertet. Die Grenzen zwischen den beiden Eckpunkten einer Normorientierung waren nie fest, aber sie lösten sich auch nicht auf. So konnte das Wechseln zwischen ihnen einen soziolinguistischen Wert behalten, wenngleich sich der überlieferte Wert allmählich veränderte. Landschaftlich geprägte Sprache ließ zwar noch auf die Herkunftsregion eines Sprechers schließen, aber sie stand immer weniger für die Zugehörigkeit zu einer „niederen“ sozialen Schicht oder für einen geringeren Bildungsgrad. Wenn die Mehrzahl der Sprecher in der Lage ist, zwischen verschiedenen Normorientierungen zu wechseln, dann kann der Wechsel stärker dazu benutzt werden, *Kommunikationssituationen* etwa als formell oder informell, als sozial entspannt oder angespannt, öffentlich und privat usw. zu charakterisieren. Das Wechseln wird auf die Situation bezogen, es konstituiert eine spezifische Situation, soziale Zuordnungen gehen zurück. Und genau dies bahnte sich für die Sprachsituation in der DDR an.

Natürlich ist das keine Entwicklung, die auf die DDR beschränkt gewesen wäre. Aber sie fand hier günstige Bedingungen und prägte das Sprachbewusstsein. Nachdem das Interesse der Öffentlichkeit an Mundarten lange Zeit gering geblieben war, erlebte es vor allem in den 80er Jahren einen gewissen Aufschwung. Und das Bemühen um *Sprachkultur* nahm den Wechsel zwischen Varietäten explizit auf.

Dass hier gewisse Entwicklungen eingesetzt hatten, wird auch daran deutlich, dass westdeutsche Beobachter oft Schwierigkeiten hatten (oder noch haben), ostdeutschen Sprachgebrauch auf bestehende allgemeine Sprachnormen zu beziehen. Sie bemerkten nicht nur, dass die Ostdeutschen von ihrer, der (west-)deutschen Norm abwichen. Den Ostdeutschen wurde auch nachgesagt, dass sie generell eine größere Vorliebe für die Standardsprache hätten, die doch eher auf offizielle Situationen beschränkt sein sollte, oder dass sie oft veraltete Formen und Wörter verwendeten, die in der (alten) BRD nicht mehr üblich seien. Und man fand, dass sie weniger zwischen den verschiedenen Varietäten wechselten als ihre westdeutschen Nachbarn.

7.2. Orte des Kommunizierens

Kommunikation hat vor allem die Aufgabe, die wesentlichen Formen der (materiellen und geistigen) Kooperation in einer Gemeinschaft zu gewährleisten. In dem Maße, in dem sich solche Kooperation durch besondere Typen von zu lösenden Aufgaben auszeichnet, bilden sich für diese Typen charakteristische Kommunikationspraktiken heraus. Insofern unterscheidet sich die Kommunikation in modernen (Industrie-)Gesellschaften von der in landwirtschaftlich geprägten Gesellschaften, oder die Nutzung neuer (elektronischer) Medien erschließt qualitativ neue Möglichkeiten, z.B. für die Massenkommunikation. Eine Gesellschaft, die sich bemüht, sozialistische Ziele zu verwirklichen, unterscheidet sich von Gesellschaften mit anderen Zielen (natürlich immer nur in den Grenzen, die durch historische und andere Bedingungen gesetzt sind).

Für die DDR war in dieser Hinsicht zweierlei charakteristisch:

1. Große Teile des gesellschaftlichen Lebens waren mit den *Betrieben* verbunden. Diese waren für die meisten Menschen nicht nur Ort der Arbeit, sondern auch der Gesundheitsbetreuung und der Unterbringung der Kinder, der kulturellen Betätigung und des Einkaufs, des Sports und des Feierns sowieso. Diese Rolle des Betriebs resultierte aus einer sozialen Wunschvorstellung ebenso wie aus Zwängen der Mangelwirtschaft.
2. Die besondere Bündelung der Kommunikation setzte sich zumindest teilweise im *Wohnumfeld* fort. Auch hier bildeten sich kommunizierende Ge-

meinschaften, die sich durch eine relative soziale Gleichheit auszeichneten, die möglichst viele Bürger in gemeinsame Aktivitäten einbeziehen wollten und in denen das Kollektive über das Individuelle dominierte.

Für die Kommunikation bedeutete dies, dass sich ganz bestimmte Kommunikationssituationen (mit eigenen Textsorten) herausbildeten, die es so in anderen Gesellschaften nicht gab oder die zumindest ein paar Züge hatten, die sie tendenziell (nicht immer und ausschließlich) von vergleichbaren Situationen und Texten etwa in der alten BRD unterschieden: ein anderes Verhältnis zwischen privat und öffentlich bzw. zwischen offiziell und nicht-offiziell, der private Raum wurde kleiner (enger), der dem Einzelnen zugängliche öffentliche Raum wurde aber größer. Die sich ausdehnende „betriebliche“ Kommunikation verschob die Grenzen zwischen öffentlichen und nicht-öffentlichen Situationen. Situationen, die früher oder anderswo als öffentlich galten, wurden nun weniger mit Beschränkungen belegt, was das Vordringen umgangssprachlicher Ausdrucksweisen begünstigte. Auf der anderen Seite drangen Gebrauchsweisen öffentlicher Situationen (denen sich wohl auch mehr Sprecher gewachsen fühlten) stärker in bislang private Bereiche ein. Vermutlich war es gerade der besondere, teilweise im Wohn- und Freizeitumfeld sich fortsetzende Charakter dieses Kommunizierens, der *Zugehörigkeit* empfinden ließ und ein Gefühl vermittelte, dass der kommunikative Umgang offener und persönlicher war als anderswo. Nicht die Absonderung in einer „Nischengesellschaft“ machte es möglich, sich mit manchem abzufinden, sondern die Zugehörigkeit zu Gruppen von Schicksalsgenossen. Und die wurde durch eine engere kommunikative Vernetzung leichter erlebbar.

Es gibt zu diesen Aspekten allerdings kaum empirische Untersuchungen und schon gar nicht solche, die Ost und West miteinander vergleichen. Tatsächliche und manchmal auch nur vermeintliche Spezifika existieren in der eigenen Erinnerung, in Witzen, in mehr oder weniger begründeten Vermutungen. Allerdings trifft es nicht zu, dass – wie gelegentlich behauptet – diese Orte des Kommunizierens in der DDR überhaupt nicht untersucht wurden. Nur interessierte dann weniger der Umgang mit einem Mangel als vielmehr die Gestaltung persönlicher Beziehungen oder die Durchsetzung von Kommunikationszielen. Es gab eine ganze Reihe von Untersuchungen zur Kommunikation im Arbeitsumfeld (Arbeitsbesprechungen, Fachdiskussionen), zum Verkehr innerhalb von Institutionen (z.B. Sprechstunden von Arbeiterwohnungsgenossenschaften) oder auch im halböffentlichen und Freizeitbereich (Hausversammlungen, Kontaktkommunikation, aber auch das Austragen von Konflikten in allerdings harmlosen Umgebungen). Da es sich

dabei oft um Dissertationen handelte, die nicht publiziert wurden, ist manche dieser Untersuchungen heute in Vergessenheit geraten. Auch waren die damals durchgeführten Untersuchungen nicht unbedingt repräsentativ. Doch wäre das von dieser Art von Forschungsprojekten – die im deutschsprachigen Raum zudem bis heute ziemlich allein dastehen – überhaupt zu erwarten?

DDR-spezifisch war oft weniger das in der Kommunikation zur Verfügung stehende sprachliche oder kommunikative Instrumentarium, spezifisch waren eher die verschiedenen Institutionen und die (Macht-)Beziehungen der in ihnen agierenden Individuen. In den untersuchten Wissenschaftler-Diskussionen beispielsweise ging es selten um existenzielle Fragen. Deshalb hatten die Diskussionen meist einen freundlichen Grundton, aber persönliche Rivalitäten kamen durchaus zum Ausdruck. Es trifft auch nicht zu, dass es in der Arbeitswelt des DDR-Bürgers so etwas wie Einstellungsgespräche nicht gab. Nur hing von ihnen weniger ab – teilweise hatten sie auch andere Namen –, und deshalb konnten andere Strategien in den Vordergrund rücken. Man musste sich nicht „verkaufen“.

Es gibt einige weitere Probleme, die im vorgestellten Buch skizziert wurden und die in einer künftigen Untersuchung vertieft werden sollen und müssen. Dazu gehört das Problem der Wahrnehmung sprachlicher Unterschiede. Wie jede Wahrnehmung ist auch diese abhängig vom vorhandenen Wissen und von aktuellen Interessen. So wird Nicht-Erwartetes anders wahrgenommen als Erwartetes, und je nach Interessenlage wird es unterschiedlich interpretiert. Infolgedessen sahen und sehen Ostdeutsche ihre Sprache anders als Westdeutsche sie sehen, und im Laufe der Zeit wechselte die Sicht mehrfach. So verwundert es nicht, dass viele der Eigenschaften, die man Ostdeutschen zuschrieb, auch in ihrer Redeweise „wiedergefunden“ wurden. Diese offenbarte nach verbreiteter Meinung Unsicherheit und Zurückhaltung, aber auch Unfreundlichkeit; Ostdeutsche wurden, auf Grund ihrer Redeweise, als konfliktscheu, konsensorientiert, aber auch als rechthaberisch, konservativ und ernst wahrgenommen; sie jammerten und hatten keinen Zugang zur Spaßgesellschaft usw. Ungeachtet der gelegentlichen Berechtigung solcher Charakterisierungen ist ihre sprachliche Belegung in den meisten Fällen problematisch. Wir wissen sehr wenig über solche Zusammenhänge. Und vergleichende Untersuchungen, die *ostdeutsche* Prägungen nahe legen könnten, fehlen fast völlig.

Einer detaillierteren Darstellung wert wäre auch die Entwicklung der Sprachwissenschaft in der DDR. Wie jede Wissenschaft holte sie ihre Anregungen und Stimuli aus einem sich ständig verändernden Geflecht von Deter-

minanten. Da ist etwa die Auswahl von Erkenntnisgegenständen, die sich an bereits Erkanntem, an verfügbaren Methoden und an Verwertungsmöglichkeiten (zu lösenden Problemen) orientiert; und da sind *Leitideen*, die teils ganze Epochen oder Kulturräume charakterisieren, teils engere Gemeinschaften. Sie legen fest, was erstrebenswert, ehrenvoll, aber auch finanzierbar ist. Manche dieser Determinanten hatten für die DDR eine durchaus besondere Ausprägung. Wird diese allerdings auf oft nur oberflächlich realisierte Bemühungen um marxistische Positionen verkürzt, wie heutige Sichten das gern tun, kann nur ein Zerrbild von Wissenschaft entstehen. Es geht also nicht um die „Geschichte“ einer „DDR-Linguistik“, sondern um die Art, wie Sprachwissenschaft betrieben wurde.